

Postwork San Francisco 2157

Alternative Arbeitsorganisation in Chris Carlssons *After the Deluge*

Maja Hoffmann und Peter Seyferth

1. Einleitung: Nowtopians und die Überwindung von Lohnarbeit und Klassen

Menschen, die gerne Fahrrad fahren, ohne dabei im Autoverkehr zu sterben, sollten Chris Carlsson kennen. Er ist Mitgründer der ›Critical Mass‹, einer weltweiten Bewegung von Radfahrer:innen, die sich regelmäßig für Demo-Fahrten durch Städte treffen, um als ›kritische Masse‹ im Straßenverkehr auf die vernachlässigten Anliegen des Radverkehrs aufmerksam zu machen. Auch sonst ist Carlsson vielseitig aktiv; laut seiner persönlichen Homepage als »Autor, San Francisco-Historiker, ›Professor‹, Radfahrer, Reiseführer, Blogger, Fotograf, Designer von Büchern und Magazinen« (Carlsson, o.J.).¹ Wer wachstumskritische Degrowth-Debatten verfolgt, dürfte außerdem seine Wortneuschöpfung der ›Nowtopias‹ kennen; ein Wortspiel mit ›Utopien‹ und ›now‹ (›jetzt‹). Gemeint sind also in positivem Sinne utopische Lebensentwürfe und alternative Praktiken, die hier und heute schon von ›Nowtopians‹ verfolgt werden, also von »Tüftlern, Erfinderinnen und Improvisationsgeistern« besonders in Bezug auf »wichtige Tätigkeiten, die von der Marktgemeinschaft ignoriert oder unterbewertet werden« (Carlsson, 2015, S. 182).

Die neue Politik, für die der Begriff ›Nowtopia‹ steht, ist eine ausdrücklich klassenbezogene Politik – allerdings eine »selbst-emancipatorische Klassenpolitik jenseits der traditionellen Arena der Lohnarbeit« (ebd.). Es geht um die Selbstbefreiung der Arbeiter:innenklasse durch eine Vielzahl selbstbestimmter Lebens- und Arbeitsweisen *außerhalb der Lohnarbeit*, und somit nicht um »die Befreiung der Arbeiter:innen innerhalb der kapitalistischen Arbeitsteilung« (ebd., S. 183), sondern um ihre Befreiung »aus der endlosen Tretmühle aus Konsumismus und Überarbeitung«

¹ Zitate und Passagen aus dem Englischen sind, wenn nicht anders vermerkt, übersetzt von Hoffmann und Seyferth.

(ebd., S. 184), ja sogar um die »Befreiung davon, nur Arbeiter:innen zu sein«² (ebd.). Letztendlich ist also das Ziel, Klasse als solche ganz zu überwinden und eine klassenlose Gesellschaft zu erreichen.

Für dieses Ziel versuchen zunehmend viele Menschen, sich außerhalb der regulären Wirtschaft gegenseitig zu unterstützen, neue Gemeinschaften zu gründen, aus der Fremdbestimmung auszubrechen, die mit dem Lohnarbeitsverhältnis untrennbar verbunden ist, und nicht wieder in Marktbeziehungen hineingezogen zu werden. Carlsson orientiert sich an praktischen Projekten und Aktivitäten, nicht an bürokratisch und hierarchisch organisierten Parteien oder Gewerkschaften. Letztere haben ja ein gewisses Interesse daran, dass die Klassengesellschaft erhalten bleibt und richten sich außerdem gerne im Staat ein. Insofern könnte man Carlsson wohl als Anarchisten bezeichnen, auch wenn er durchaus auch marxistische Literatur für seine Analysen heranzieht (etwa Hardt und Negris Begriff der ›Multitude‹³, mit der ein über das klassische Proletariat hinausgehendes revolutionäres Subjekt ausgemacht wird, das Carlsson mit den ›Nowtopians‹ praktisch gleichsetzt).

Als analytisches Instrument hält Carlsson ›Klasse‹ derzeit aber noch für unverzichtbar, denn mit diesem Konzept kann sichtbar gemacht werden, dass selbst in einer Gesellschaft, die sich für sehr demokratisch hält, einige der wichtigsten Bereiche des täglichen Lebens geradezu vollständig ohne entscheidende Partizipation der meisten Menschen fremdbestimmt werden. »Es gibt keine öffentliche Kontrolle über die grundlegenden Entscheidungen, die unser Leben bestimmen, sei es, welche Arbeit getan wird, wie sie getan wird, mit wem wir zusammenarbeiten, oder allgemeiner, die Art der wissenschaftlichen Forschung, die Arten von Technologien, die wir wählen oder ablehnen« (Carlsson, 2008, S. 12). Genau hier entsteht laut Carlsson Klasse bzw. der Klassenunterschied; in dieser tiefen Trennung in die einen, die mit ihrer alltäglichen Arbeit die Welt reproduzieren, aber nicht darüber mitbestimmen können, und in die anderen, die über diese Welt alleine entscheiden (vgl. ders., 2015).

Als Gegner sieht Carlsson aber nicht stereotype Industrielle mit Zigarre im Mund, sondern das gesichtslose, undemokratische Wirtschaftssystem: den Kapitalismus. Gegen den Kapitalismus werden sich, laut Carlsson, aber nicht nur Lohnabhängige wenden, und sie werden es nicht so fantasios tun, wie das in

2 Das erinnert an André Gorz und sein Konzept der ›non-class of non-workers‹ (vgl. 1982).

3 Vgl. dazu Hardt/Negri (2004), zuvor auch Hardt/Negri (2003). Innerhalb des Marxismus gab es immer wieder Tendenzen in Richtung Anarchismus, auch wenn dies ungern zugegeben wird. Dazu lesenswert ist auch Holloway (2006). Stets geht es wie bei Carlsson darum, die Klassengesellschaft zu überwinden, ohne eine totalitäre (oder überhaupt eine) Diktatur zu errichten; selbst Parteien und revolutionäre Avantgarden sind diesen Richtungen des Marxismus suspekt. Vor ausdrücklichen Utopien schreckt aber auch diese Linie des Marxismus zurück; daher lohnt es sich, bei Carlsson zu bleiben.

Parteien und Gewerkschaften üblich ist. Vielmehr muss als politisches Ziel ›Klasse‹ verzichtbar gemacht und überwunden werden. »Neu auftauchende politische Akteure, die in unzähligen sich überschneidenden Identitäten und Geschichten verwurzelt sind, sind dabei, sich die Welt neu vorzustellen. Sie beginnen, eine Welt zu schaffen, die sich sehr von der Welt unterscheidet, die wir unter dem Schleudergang des Kapitalismus ertragen müssen. Inmitten des Wahnsinns wächst die Saat einer neuen Welt, die auf ökologisch neu gestalteten Technologien basiert, die menschliche Gemeinschaften und die Verbindung zwischen menschlichem Leben und natürlichen Prozessen wiederbeleben« (ders., 2008, S. 13).

Diese Saat einer neuen Welt wächst real in der alten Welt. Wohin es geht, ist noch nicht zu sehen. Aber Carlsson hat in einem utopischen Science-Fiction-Roman eine solche mögliche neue Welt beschrieben. Um diese Vision einer klassenlosen Gesellschaft und vor allem, wie in ihr Arbeit organisiert ist, soll es im Folgenden gehen.

2. Ein Roman über eine zukünftige Stadt mit zukünftiger Technik

After the deluge (dt. *Nach der Sintflut*) wurde 2004 veröffentlicht.⁴ Die Handlung spielt in San Francisco, wo Carlsson seit fast 50 Jahren lebt, im Sommer und Frühherbst des Jahres 2157. Der Meeresspiegel rund um die Stadt ist in der Vergangenheit stark gestiegen, die Stadt steht halb unter Wasser – wahrscheinlich infolge des Klimawandels, dieser wird allerdings nur einmal indirekt und beiläufig (vgl. Carlsson, 2004, S. 15) aber ansonsten explizit nie erwähnt. Wo früher Straßen waren, sind jetzt Kanäle, teils ragen Ruinen aus dem Wasser, teils werden die halbversunkenen Gebäude weiter genutzt. Veränderungen gab es auch durch mehrere große Erdbeben, die Teile der Stadt zerstört haben.

Besonders einschneidend allerdings war eine globale Pandemie, der im Jahr 2074 dreieinhalb Milliarden Menschen in nur zwei Monaten zum Opfer fielen, was als ›Massensterben‹ im kollektiven Gedächtnis verankert ist (überlebt hat nur, wer Spuren von THC im Körper hatte). Ausgelöst hatte die Pandemie ein Virus, das in einem texanischen Labor entwickelt worden war – wissenschaftliche Labore waren zu dieser Zeit kommerziell orientiert und nicht reguliert; alle mit ein bisschen Geld konnten dort alles Mögliche züchten und freisetzen, es gab einen regelrechten Goldrausch (seither hat die Wissenschaft in dieser Hinsicht einen eher schwierigen Stand). Anfang der 2080er Jahre kam es zu einer Revolution, die die ›Geldära‹ beendete.

4 Einige Jahre lang war das Buch vergriffen. In dieser Zeit konnte es von Carlssons Homepage gegen eine freiwillige Spende heruntergeladen werden. Seit 2024 kann es bei Amazons Print-on-Demand-Service gedruckt bestellt werden – die potentiell kostenlose Variante ist damit wieder verschwunden.

dete. In deren Folge wurde San Francisco neu aufgebaut, auch nach ökologischen Kriterien (was später die ›Große Konversion‹ genannt wurde).

Im Jahr 2157 ist die Stadt sehr belebt: Nach wie vor gibt es viel Personen- und Frachtverkehr zu Wasser und zu Land. Autos existieren praktisch nicht mehr, dafür vor allem Räder und Lastenräder, Schiffe und Boote aller Art, Seilbahnen, magnetische Straßenbahnen, Züge und Nachtzüge für weitere Strecken, Pferdekutschen und -anhänger in ländlichen Gebieten, viel Fußverkehr, sowie ›Solar-Wagen‹ für Alte, Kranke oder Ausnahmefälle; Flugverkehr wird nicht erwähnt. Alles ist nach dem Ende der Geldära selbstverständlich kostenlos; Räder beispielsweise können gratis in sogenannten Velomes ausgeliehen werden. Die Radwege sind exzellent ausgebaut, Schnellradwege verbinden Stadtteile auf hohen Brücken über den Dächern, Schlepplifte unterstützen den Transport von Lasten bergauf.

Die Stadt ist sehr grün und teils verwildert; Efeu und Ranken wachsen über alte wie neue Gebäude, ebenso gibt es viele Bäume, Gärten und Obsthaine. Viele Bäche durchziehen das Gebiet, sie wurden gezielt wieder angelegt bzw. aus dem Untergrund befreit, das Wasser ist klar und sauber. Unter anderem dienen sie der Bewässerung der landwirtschaftlichen und gartenbaulichen Zonen auf dem Stadtgebiet. Auch das Tierleben ist sehr vielfältig: Überall tummeln sich Fische, Delfine, Seerobben, verschiedenste Vogelarten und andere Tiere; alles ist voller Leben, die Wiederausiedlung von Wölfen wird emotional diskutiert.

Die Menschen wohnen häufig in gemeinschaftlichen Unterkünften und teilen sich das gemeinsame, selbstorganisierte Management größerer Wohneinheiten, kümmern sich um Reparaturen, Investitionen wie auch alltägliche Haushaltsarbeiten (oft wird auch gemeinsam gegessen), viele Häuser sind auffallend schön. Das Zusammenleben wird allgemein als belebt und quirlig beschrieben, die Leute sind fröhlich, feiern und tanzen oft, genießen das gute Leben, häufige Paraden, viel Kunst und Kultur; die Vielfalt in Theater, Kino, Musik, Sport, Wissenschaft und Presse scheint sehr ausgeprägt zu sein. Das Essen ist gut und vielfältig, Cannabiskonsum ist weit verbreitet. Die Menschen richten sich nach konventioneller Uhrzeit, es gibt ständig Staus auf Straßen und Wasserstraßen – so scheint das Leben aus heutiger Perspektive an sich recht ›normal‹ zu sein; das Straßenleben bestimmt lebendiger als heute, jedenfalls aber nicht radikal anders als heute. Dennoch hat sich im gesellschaftlichen Zusammenleben manches grundlegend verändert.

Auf dem Gebiet der Technik wird eine sehr lebhafte und interessante gesellschaftliche Debatte über die weitere technische Entwicklung geführt und damit verbunden über unterschiedliche Sichtweisen auf die Rolle des Menschen in der Welt und das Mensch-Tier-Verhältnis (dies führt für diesen Text leider zu weit). Technische Neuerungen gibt es, sie tauchen allerdings nur am Rande auf, High-tech-Fantasien werden nicht beschrieben. Fortschritte gibt es vor allem im Bereich Biotechnologie, Medizintechnik, Architektur und Infrastruktur: ›Age-Blocker‹ zum Beispiel lassen Menschen bis zu 150 Jahre alt werden und können auch zwischen-

durch zur schnellen Spontan-Verjüngung eingenommen werden. Das ›Vyne‹ ist nicht nur eine Art blättriges Öko-Internet, sondern ersetzt gleichzeitig das alte Stromnetz und kann sogar selbst Energie produzieren (vielleicht durch Photosynthese? Es wird nicht erklärt, auf welche Weise es genau funktionieren soll).

Nach wie vor gibt es viel Einfallsreichtum, Innovation und sportlichen Wettbewerbsgeist unter Erfinder:innen – was im Ökoanarchismus auch zu erwarten ist. Anders als im Primitivismus, der Technik grundsätzlich als etwas Schlechtes auffasst, wird in der anarchistischen technikaffinen Ökologie mit ›befreiender Technologie‹ argumentiert. Die maßgeblichen Argumente hat Murray Bookchin schon 1965 vorgebracht, und deren offensichtlicher Einfluss auf Carlsson lässt sich an *After the Deluge* ablesen. Zunächst wird betont, dass Technologie zur grundlegenden Struktur einer Gesellschaft gehört, da sie der Rahmen der Wirtschaft und vieler sozialer Institutionen ist (vgl. Bookchin, 2004 [1965], S. 43). Befreiende technische Innovationen sind vor allem dann zu erwarten, wenn die Motivation nicht Profit ist – denn oft ist menschliche Arbeit billiger als der Einsatz von Maschinen, wenn sie nur hart genug ausgebeutet wird (vgl. ebd., S. 50). Das Profitmotiv wird aber nur verschwinden, wenn der Kapitalismus verschwindet und mit ihm auch der Zentralismus. Nur für dezentral-demokratische Gesellschaften wird angenommen, dass technische Innovationen tatsächlich Arbeit in großem Umfang reduzieren, wobei die entwickelte Technik in einem menschlichen, lokal kontrollierbaren Maßstab bleibt und insofern ökologisch ist, als sie die Umwelt nicht schädigt oder auch nur zum Objekt macht, sondern die Menschen an die nicht-menschliche Natur bindet (vgl. ebd., S. 63).

Die Dezentralisierung ist eine Bedingung für ökologische Technik, vor allem aufgrund der Energieversorgung mit Solarzellen, Windrädern und Wärmepumpen, die nicht genug Energie für Großstädte wie New York, London oder Paris liefern könnten, so Bookchins Einschätzung Mitte der 1960er Jahre (vgl. ebd., S. 76). Für ein San Francisco der 2150er Jahre hingegen könnte das ausreichen; genaue Zahlen finden sich in Carlssons Roman zwar nicht, aber es darf bezweifelt werden, dass diese utopische Stadt noch so groß ist wie San Francisco heute. Die notwendige Energieversorgung einer Stadt oder eines Landes darf jedenfalls nicht konterrevolutionär sein: Bookchin argumentiert, dass frühere Revolutionen vor allem daran gescheitert sind, dass Träume von Freiheit und Wohlstand verlorren, weil die meisten Menschen primär damit beschäftigt waren, das Überlebensnotwendige zu produzieren. Daraus folgt: »In einer zukünftigen Revolution wird die vordringlichste Aufgabe der Technik darin bestehen, ein Höchstmaß an Gütern mit einem Minimum an Arbeit zu produzieren. Der unmittelbare Zweck dieser Funktion wird darin bestehen, dem revolutionären Volk die soziale Arena dauerhaft zu öffnen, um die Revolution in Permanenz zu halten« (Bookchin, 2004 [1965], S. 77, Hervorhebung im amerikanischen

Original).⁵ Bookchins Argument für Technologie und gegen Arbeit geht aber noch einen Schritt weiter: »In dem Moment, in dem die Plackerei auf ein Minimum reduziert wird oder ganz verschwindet, werden die Probleme des Überlebens zu Problemen des Lebens, und die Technik selbst wird vom Diener der unmittelbaren Bedürfnisse des Menschen zum Partner seiner Kreativität« (ebd., S. 78). Hierarchische Beziehungen nicht nur zwischen Menschen, sondern auch zwischen Mensch und Technik sowie – das ist ganz wichtig – zwischen Mensch und nicht-menschlicher Natur müssen überwunden werden. *After the Deluge* kann als ein Science-Fiction-Roman gelesen werden, in dem diese Egalität gedankenexperimentell-literarisch durchgespielt wird.⁶ Die Technik ist dabei nicht der wichtigste Aspekt; sie ist vielmehr der Rahmen für Carlssons zentrales utopisches Anliegen: eine Arbeitswelt, in der es keine aufgezwungene Schufterei, Ausbeutung und Entfremdung mehr gibt. Weder sollen Menschen sich selbst, noch ihren Mitmenschen, noch ihren Produkten gegenüber entfremdet sein, und auch ihren Werkzeugen und der natürlichen Mitwelt sollen sie auf Augenhöhe begegnen.

3. Figuren und Handlung

Zentral für die Handlung sind zwei Hauptcharaktere, die unabhängig voneinander in abwechselnden Kapiteln auftreten, bis die Stränge gegen Ende des Buches immer enger zusammenlaufen (wobei die Handlung vereinzelt auch aus Sicht anderer Personen erzählt wird).

Nwin ist relativ naturnah am Stadtrand von San Francisco aufgewachsen. Er ist jung, fast 18 Jahre alt, und schon daheim ausgezogen. Zunächst arbeitet er als Gärtner auf einer Farm, ist sehr gut im Rosenanbau. Er mag Füchse und die Natur all-

5 Permanente Revolution: Diese Idee hatte Bookchin sicher von Trotzki, dessen Anhänger er in jungen Jahren war, doch er deutete sie in den 1960er Jahren anarchistisch um, sodass damit gemeint war, dass es niemals zu einer Erstarrung sozialer Strukturen kommen dürfe, und schon gar nicht zur politischen Herrschaft über das Volk. Wollte nun eine Utopie diesem Anspruch gerecht werden, müsste sie auf die für klassische Utopien typische Starrheit der Institutionen verzichten und basisdemokratisch geführten politischen Streit über die Verfasstheit der utopischen Ordnung darstellen; genau das macht *After the Deluge*.

6 Allerdings sollte gleich angemerkt werden, dass es nicht das Ziel dieser Utopie ist, irgend etwas perfekt darzustellen. *After the Deluge* ist eine ›kritische Utopie‹, wie weiter unten gezeigt wird. Das bedeutet, dass zwar Ideale ausgemalt werden, aber eben nicht als problemlos funktionierendes Paradies. Die Egalität zwischen Mensch und Natur wird im Roman etwa immer dann verletzt, wenn Fleisch gegessen wird. Und wenn leidenschaftlich diskutiert wird, ob Delfine genetisch verändert werden sollen bzw. dürfen, um sie zu besseren Therapeuten für Menschen zu machen, geht es durchaus um ein anthropozentrisches Verhältnis zum Vorteil einiger Menschen, während die Neudelfine letztlich »besiegelte Werkzeuge« wären – das war Aristoteles' Bezeichnung für Sklaven (vgl. *Politik* I, 4, S. 1253b24–33).

gemein, ist allerdings in vielerlei Hinsicht wütend auf die Gesellschaft. Er hat ein schwieriges Verhältnis zu seinem Vater, ist verknallt in Valentina, findet Mädchenrätselhaft, wäre selbst gerne unergründlich, ist etwas durcheinander, kifft häufig, benimmt sich ziemlich pubertär, überheblich und altklug – nicht nur glaubt er alles durchschaut zu haben, sondern er arbeitet schon an der Ausführung seines Plans zur Veränderung der Verhältnisse.

So ist er vor allem Pyromane: Immer wieder verbrennt er Gegenstände oder legt Feuer, wie er glaubt aus ökologischen Gründen, daher auch sein Interesse an Methoden der Earth Liberation Front. Eine Ermittlerin wird allerdings später über ihn sagen, dass er von Gewalt und besonders von Feuer fasziniert ist und verschiedene Ideologien ausprobiert, um seine Besessenheit zu rechtfertigen. Ein größeres Feuer, das Nwin gelegt hat, greift ungewollt von einer halb im Meer versunkenen Lagerhalle auf Land über und zerstört einen ganzen Küstenabschnitt; in dieser Nacht hat Nwin außerdem einen Bandscheibenvorfall und kommt ins Krankenhaus, wo zeitgleich sein Vater stirbt.

Eine mysteriöse, wenig zimperliche Gruppe, die sich als ein Arm der ›Pinochet-Reagan Freiheitsbrigade‹ versteht, wird schon früh auf ihn aufmerksam. Ihr Ziel ist, den in ihren Augen herrschenden Kommunismus zu stürzen und die alte ›Geldära‹ wieder zu etablieren. Sie operiert schon seit längerem in Chile, wo sie zuletzt einen größeren gewaltsamen Anschlag verübt, woraus sich ein bewaffneter Aufstand entwickelt, der weltweit ausgedehnt werden soll. Es gibt viele Tote, sowohl bewaffneten als auch gewaltfreien Widerstand, und eine rege Diskussion über das Für und Wider bewaffneter Verteidigung – es ist das erste Mal seit langer Zeit vor Massensterben und Revolution, dass es wieder etwas gibt, das Krieg genannt wird.

Nwin wirkt im Verlauf der Handlung zunehmend verloren, isoliert und verwundbar, er hat viele Konflikte mit seinem Umfeld, vor allem mit seiner Mutter. Immer wütender und aggressiver, findet er den Krieg in Chile zunehmend attraktiv. Die genannte ›Nördliche Division‹ der ›Reagan-Pinochet Armee‹ sucht ihn erneut auf und verspricht ihm Macht und zahllose Möglichkeiten zur Brandstiftung, falls er sich ihr anschließt, wenn sie Anfang Oktober mit einem Schiff nach Chile aufbricht. Zur gleichen Zeit kommen ihm die öffentlichen Ermittler:innen wegen seiner letzten Brandstiftung auf die Spur; die Möglichkeit zur Kooperation mit ihnen schlägt er allerdings aus – er möchte nicht re-integriert werden, sondern die Stadt verlassen. So schließt sich Nwin der Brigade letztlich an (nachdem er noch einmal Feuer in der Stadt gelegt hat) und wird auf dem Schiff sogleich zum Offizier ernannt. Obwohl sich die Gruppe den Kampf für radikale, umfassende, individuelle Freiheit auf die Fahnen geschrieben hat (was Nwin gefällt), herrschen auf dem Schiff ein strenges autokratisches Regime und militärischer Drill (ein anderer Anwärter wird für eine rassistische Beleidigung auf der Stelle ermordet), Nwin wartet auf weitere Anweisungen. Den Widerspruch bemerkt er nicht.

Die zweite Hauptfigur ist vergleichsweise etwas langweiliger. Eric ist etwa Mitte 20 und kommt mit dem Zug aus Chicago in die Stadt, um hier neu zu beginnen. Mit seiner (wohl teils schwierigen) Vergangenheit ist er nicht besonders glücklich; in Chicago fühlte er sich oft einsam, allgemein wirkt er unsicher mit geringem Selbstwertgefühl. In San Francisco ist er nun zunächst ganz ohne Plan oder soziale Kontakte und erkundet die Stadt.

Er fährt kreuz und quer umher und macht die unterschiedlichsten Bekanntschaften. In einem Hostel bekommt er einen Tip für ein ‚Tryout‘ (s.u.) als öffentlicher Ermittler, in einem Café trifft er zufällig auf Leute, die einen Buchverlag mit Werkstatt betreiben (und die ihn gerne umgehend anheuern möchten). Er hilft einer jungen Frau, die am zentralen ‚Freestore‘ (s.u.) viel zu viel auf ihr Lastenrad geladen hat (was ungewöhnlich ist, weil alles immer kostenlos und ausreichend verfügbar ist und es daher keine Notwendigkeit gibt, irgendetwas zu horten). Sie stellt Eric zum Dank ihren gemeinschaftlichen Wohnkomplex vor. Später ergibt sich eine Beziehung mit einer anderen Frau, Emmy, die aber nicht von Dauer ist.

Nach einiger Zeit fühlt Eric sich bereit, sich nach einer Arbeit umzusehen. Er beginnt bei der ‚Öffentlichen Ermittlungsbehörde‘ und wird dort schnell auf die sich häufenden Fälle von Brandstiftung angesetzt. Auf einer Hochzeit trifft er zufällig Nwins Bekannte Valentina, die von Nwins merkwürdigem Verhalten erzählt. Im Wohnhaus von Erics Freundin Emmy lebt zufällig auch die Ärztin, die Nwins Bandscheibenvorfall behandelt hat und sich an seinen auffälligen Benzingeruch erinnert. Mit weiteren Beweisen wird Nwin schließlich überführt; er kann allerdings entkommen, was Eric sehr frustriert. Eric beginnt schließlich eine Affäre mit einer Kollegin, mit der er eine öffentliche, stadtweite Sexorgie besucht (s.u.). Allgemein ist er, im Unterschied zu Nwin, zufrieden mit dem Leben in San Francisco.

Die beiden kontrastierenden Erzählperspektiven weisen *After the Deluge* als eine Mischform aus kritischer Utopie und kritischer Dystopie aus.⁷ Eric ist ein idealtypischer ‚utopischer Reisender‘, also ein in fiktionalen Reiseberichten üblicher Protagonist, der eine utopische Gesellschaft besucht und im Laufe der Erzählung kennen und schätzen lernt. Die Leser:in begleitet ihn und steht vor denselben Fragen wie er: Wie funktioniert diese Gesellschaft? Warum ist es hier so gut und schön? Darf ich auch so leben? Sie soll einen Überzeugungs- und Konversionsprozess erleben, in dem der Reisende, den sich die Autor:in in einer Utopie als ähnlich zu ihrem intendierten Publikum dachte, zu einem Anhänger der utopischen Ordnung wird. Gerade wenn Utopien zur Verwirklichung vorgesehen sind (was nur selten der Fall ist, bei *After the Deluge* aber unterstellt werden darf), sollen die Erlebnisse und Erkenntnisgewinne des Reisenden zugleich auch die Leser:in von der Vorzüglichkeit

⁷ Die folgenden Absätze rekapitulieren einiges aus Seyferth (2015), mit Auslassungen und Ergänzungen.

der fiktiven Gesellschaftsordnung überzeugen und bestenfalls sogar zur konstruktiven politischen Aktion inspirieren. Es ist daher durchaus plausibel, die Abschnitte des Romans, die aus Erics Sicht erzählt werden, als fantasievolle Propaganda für die dargestellte gesellschaftliche, kulturelle, politische und vor allem wirtschaftliche Ordnung zu verstehen.

In der Nachfolge zu den klassischen Raum-Utopien⁸ gibt es seit dem späten 18. Jahrhundert immer mehr Zeit-Utopien, die die bessere Alternativgesellschaft als in der Zukunft zu erreichend und somit nicht nur als moralisches Ideal, sondern als zu erkämpfendes politisches Ziel darstellen. Auch Carlsson setzt sein ›post-ökonomisches‹ San Francisco in die Zukunft. Das ist mit einer Verwirklichungsabsicht verbunden, die aber nicht falsch verstanden werden darf. Wenn von der ›Verwirklichungsabsicht‹ von Utopien die Rede ist, kann schnell der falsche Eindruck entstehen, dass die literarische Utopie als eins zu eins umzusetzende Blaupause zu verwenden sei. In der Entwicklungsgeschichte der literarischen Utopien wurden solche Umsetzungsversuche in den klassischen negativen Utopien (also Dystopien) durchgespielt. Die klassischen Dystopien reagierten einerseits auf realweltliche Umsetzungsversuche politischer Ideale, die nicht in idealen Gesellschaften, sondern in Totalitarismus und Massenmord endeten. Andererseits reagierten sie auch auf die Tradition der klassischen (positiven) Utopien, die oft autoritär und starr waren, also keine Veränderungen zuließen und das Individuum dem Gemeinschaftideal unterwarfen, mit entsprechenden Unterdrückungsmethoden und ideologischer Manipulation.

Die dystopische Reaktion bestand darin, Erzählperspektive und Erzählweise zu ändern: Die alternative Gesellschaftsordnung sollte nicht mehr von außen betrachtet und rational argumentativ als eine gute vorgestellt werden, sondern von innen erlebt und als schrecklich erkannt werden. Aus den bis ins 19. Jahrhundert hinein typischen dialog- und diskurslastigen Abhandlungen wurden echte Romane, und anstelle utopischer Reisender wurden Außenseiterfiguren in den Mittelpunkt gestellt, die die hässliche Seite der Gesellschaft am eigenen Leib verspürten. In *After the Deluge* ist Nwin ein solcher dystopischer Außenseiter. Er lässt die Leser:in nachvollziehen, warum die neue San-Francisco-Gesellschaft, für die sich Eric mehr und mehr begeistert, nicht für alle gleichermaßen attraktiv ist. Somit enthält der Roman Carlssons nicht nur Propaganda für, sondern auch eine Warnung gegen die dargestellte Gesellschaft. Gewissermaßen ist *After the Deluge* gleichzeitig Utopie und Dystopie.

8 Von Thomas Morus' *Utopia* (1516) bis mindestens ins späte 18. Jahrhundert hinein haben die klassischen Utopien die bessere Alternativgesellschaft als in der jeweiligen Gegenwart anderswo auf der Welt existierend dargestellt, womit diese Utopien hauptsächlich die Funktion einer moralischen Kontrastfolie erhalten.

Allerdings ist nicht zu leugnen, dass der Autor mehr mit Eric sympathisiert als mit Nwin – letzterer wird als unreifer dargestellt, als ein pyromanischer, nerviger Teenager. Das, was an seinem Erleben schrecklich ist, ist ja gar nicht so schlimm, mag sich manche Leser:in denken, die vergleichen kann, wie heutige kapitalistische Gesellschaften mit liberaler Staatsordnung mit Außenseitern umgehen, und wie mit Nwin umgegangen wird. In utopiehistorischer Sicht sollte *After the Deluge* daher als kritische Utopie eingestuft werden, nicht als kritische Dystopie (auch wenn dies Idealtypen mit unscharfen Rändern und vielen möglichen Zwischenbereichen sind).

Seit dem Erscheinen von Ursula K. Le Guins *The Dispossessed* (1974) lassen sich Utopien beobachten, die nicht mehr so ‚rein gut‘ sind wie die klassischen Utopien. Dies erreichen Le Guin und ihre Nachfolger:innen (zu denen auch Carlsson gehört) dadurch, dass die Erzählweise und Erzählperspektive der klassischen Dystopien auf positive Utopien angewandt werden. Zwar wird eine Ordnung beschrieben, die besser bewertet werden soll als die zeitgenössische Herkunftsgesellschaft der Autor:in, aber wir lernen sie nicht mit den Augen einer begeisterten (und daher allzu unkritischen) Konvertit:in kennen, sondern aus der Sicht einer Person, die nicht ganz in diese Ordnung passt, sie kritisiert und sogar zu ändern versucht. Kritische Utopien führen Unzufriedenheit mit der idealen Ordnung und den Wunsch, das Gute zu verbessern – oder vielmehr: das Bessere gut zu machen – ein. Dadurch werden sie auch menschlicher als die klassischen Utopien, die das Individuum meist nur als Rollenträger:in verstanden, nicht als politisch aktiven Handelnde:n.

Beiden kritischen Varianten (kritischen Utopien und kritischen Dystopien)⁹ ist das Denken in Blaupausen völlig fremd, da die Frage, worin das gesellschaftliche Ideal eigentlich besteht, zum Thema der innerhalb der Erzählung stattfindenden Konflikte wird. Es gibt kein unumstrittenes ‚richtig‘ mehr, sondern es gibt einen unvermeidlichen Streit um ‚das Richtige‘. Die in *After the Deluge* dargestellte Ordnung ist nicht einfach gut (auch wenn Eric das so empfindet), und sie ist auch nicht einfach schlecht (auch wenn Nwin das so empfindet), sondern sie ist eine veränderliche Ordnung, deren Bewohner:innen und Mitglieder sie nicht nur reproduzieren, sondern auch aktiv produzieren und die sich darum streiten, in welche Richtung sie sich verändern soll.¹⁰

⁹ Kritische Utopien sind gewissermaßen positive Utopien mit einigen dystopischen Elementen. Umgekehrt sind kritische Dystopien negative Utopien mit einigen positiv-utopischen Elementen.

¹⁰ Streitpunkte sind beispielsweise die Frage der Ansiedlung von Wölfen, die Verkürzung der allgemein vorgeschriebenen jährlichen Arbeitszeit, oder die demokratische Kontrolle der Wissenschaft; letzteres wird auch in Form einer Demonstration von Wissenschaftler:innen für »Freedom of Research, Freedom of Speech« auf dem Buchcover symbolisiert (illustriert von Hugh D’Andrade, der häufig für Critical Mass, Burning Man oder die Anarchist Bookfair Illustrationen anfertigt).

Auch die heutigen, realen Gesellschaften werden durch uns nicht einfach nur passiv reproduziert; wir produzieren zugleich die zukünftigen realen Gesellschaften. Das Ausmaß, in dem wir das gleichberechtigt und demokratisch können, ist auch ein Maß dafür, wie utopisch oder dystopisch unsere Gesellschaft wäre, wenn sie in Science Fiction dargestellt würde.

4. Wirtschaft und Politik

Zu den drängendsten Themen heutiger Gesellschaften, bei denen es um tiefgreifende Reformen, wenn nicht sogar um überlebensnotwendige Revolutionen geht, gehören zweifellos die Zukunft des Klimas, der Artenvielfalt, der Demokratie und der Menschenrechte. Sie alle hängen zusammen und sie alle hängen davon ab, ob der Kapitalismus sich weiterhin alles einverleiben kann. Daher sollten gerade solche Utopien interessant sein, die all diese Themen thematisieren und das ›Ganz Andere‹ vorstellbar machen. Im Rahmen der Workshops und des Sammelbandes hat vor allem die Frage der Wirtschaft und der Arbeitsbeziehungen eine nähere Beschäftigung verdient. Was ist das also für eine Wirtschaftsform, die nach einer Revolution etabliert wurde, aber gegen die es nun bewaffneten Widerstand gibt?

Wirtschaft und Gesellschaft funktionieren in Carlssons Roman vollständig geldlos, gewissermaßen also als Geschenkökonomie – allerdings nicht im klassisch-anthropologischen Sinne so, dass sich aus einem komplexen Gefüge von Geschenken und Gegengeschenken ein weit verzweigtes Netz an sozialen Bindungen, Hierarchien und das Gefühl gegenseitiger Schuldigkeit und Verbindlichkeit ergibt (vgl. Graeber, 2011). Vielmehr können in der beschriebenen Stadtgesellschaft alle alles kostenlos ohne Gegenleistung oder daraus folgende soziale Verpflichtung bekommen. Es gibt also kein Geld, aber auch kein anderes vergleichbares Medium, keine Lebensmittelmarken oder Vouchers, keine Eintragung, Legitimierung oder Überprüfung rationierter Kontingente; keine Gegenleistung oder Verbindlichkeiten irgendeiner Art, weder sofort noch in Zukunft. Ständig werden entsprechende Szenen beschrieben: In Cafés und Restaurants wird Essen und Trinken einfach bestellt und serviert, in Hotels bekommt man Zimmer zugewiesen, Räder werden verliehen und repariert; all dies geschieht ganz gewohnt wie heute, nur eben ohne Bezahlung. Alte kommerzielle Warenhäuser und Geschäfte wurden vor langer Zeit aufgegeben, sind verfallen oder von Ranken überwuchert. Der Gedanke an ein Geldsystem erscheint vielen völlig absurd, ebenso wie die Idee, arbeiten zu müssen, um Geld zu verdienen, um damit Sachen zu bezahlen die man braucht; das alles ergibt keinen Sinn mehr (selbst für Nwin nicht, der mit den Aufständischen liebäugelt, die das alte ›Geldsystem‹ zurückholen möchten).

Auf einen Begriff gebracht, könnte das beschriebene Wirtschaftsmodell somit als anarchistisch-kommunistische Geschenkökonomie bezeichnet werden. Book-

chin würde das Wirtschaftsmodell dieser »ecocommunity« (»Ökogemeinschaft«, sein sozialökologisches utopisches Ideal) allerdings wohl als »Usufruct« (»Nießbrauch«) bezeichnen. Er definiert das als »die Freiheit der Einzelnen in einer Gemeinschaft, sich Ressourcen allein aufgrund der Tatsache anzueignen, dass sie sie benutzen möchten« (Bookchin, 2005, S. 116). Dieser Nießbrauch geht in seiner Großzügigkeit noch über den Anarchokommunismus hinaus, der auf Gegenseitigkeit beruht, denn es wird in Usufruct üblicherweise nichts verrechnet oder Buch gehalten.

Im Roman läuft die Versorgung zum einen über Eigenproduktion (zum Beispiel in Gemeinschaftsgärten oder den öffentlichen, exzellent ausgestatteten Werkstätten), oder über arbeitsteilig und spezialisiert organisierte Produktion auf lokaler und regionaler Ebene (zum Beispiel in den vielen landwirtschaftlichen Betrieben der Stadt, den Farmen im Umland, oder zahllosen anderen Betrieben und Werkstätten, etwa zur Herstellung und Reparatur von Fahrrädern). Die Betriebe sind überschaubar groß und werden basisdemokratisch geführt; alle Betriebsangehörige können also mitgestalten und mitbestimmen, wobei bisweilen Hierarchien durch die unterschiedlichen Kategorien von Arbeit, durch die Menschen in den Arbeitsprozess eingebunden sind (s.u.), entstehen. Die Verteilung von Produkten erfolgt, wenn nicht über die Betriebe selbst, direkt an die Küchen und Restaurants der Stadt und ansonsten an die zahlreichen Umsonstläden (»Freestores«); im Grunde Supermärkte wie heute, in denen alles (freilich kostenlos) mitgenommen werden kann (hier wird teilweise auch die Nachfrage verfolgt). Auch gibt es Tauschmärkte (»Bart-Marts«), auf denen mitunter gerne gefeilscht wird. Zu erwähnen ist, dass nicht nur Dinge produziert werden, die wirklich gebraucht werden; Nwin etwa legt täglich frische, bunte Blumensträuße zum Mitnehmen an die Straße, einfach weil es schön ist.

Für ausgefallenere Waren des nicht-alltäglichen Bedarfs gibt es die sogenannte Schatzinsel (»Treasure Island«): Früh im Buch wird gesagt, dass dies eigentlich der Ort sei, an dem Angebot und Nachfrage koordiniert werden sollen (vgl. Carlsson, 2004, S. 5). Beschrieben wird dann aber eine zugegebenermaßen etwas merkwürdige Insel in der Bucht, zu der man mit einer Fähre fahren kann. An Bord kann sich erst mal betrinken, wer möchte, und eine Bestellliste ausfüllen; bestellen kann man praktisch alles aus aller Welt. Teilweise muss man mehrere Wochen auf die Lieferung warten – es sei denn, man besucht den Freizeitpark, aus dem die Insel hauptsächlich besteht, spielt und gewinnt diverse triviale Spiele (Dosenwerfen, einander Niederstarren, Wettrennen mit lebenden Fröschen ...) um die Wartezeiten für die bestellten Güter zu verkürzen oder einfach um Preise zu gewinnen. Während man auf seine schon verfügbaren Bestellungen wartet, kann man sich ansonsten weiter betrinken, Achterbahn fahren, zahlreiche Kunstmuseen besuchen oder ins inselfeigene Bordell gehen. So gibt es jedenfalls nach wie vor auch überregionalen und internationalen Handel und große Frachtschiffe, die alle möglichen, mitunter auch exotischen Dinge aus aller Welt in die Stadt bringen.

Für so gut wie alle Belange der öffentlichen Verwaltung und wirtschaftlichen Planung gibt es verschiedenste Ämter, Räte, Ausschüsse, Kommissionen und Gilde auf unterschiedlichen Ebenen (z.B. Nachbarschaftsräte, Verkehrs-, Garten-, Bildungs-, Wasser- oder Energieausschüsse, auch werden ein Kalifornischer und ein Chilenischer Ältestenrat erwähnt; dabei stehen die Gremien auf Stadtebene sowohl untereinander im Austausch als auch in überregionaler Abstimmung mit Gemeinden im Umland). Sitzungen werden öffentlich in der Stadthalle abgehalten. Es gibt weder eine Zentralregierung noch repräsentative Parlamente; vereinzelt Parteien und soziale Bewegungen, aber keine Wahlen. Auch eine Polizei im heutigen Sinne gibt es nicht, dafür aber ›öffentliche Ermittler:innen‹ für alle juristischen Angelegenheiten. Deren Mandat umfasst ausschließlich die Recherche und Aufklärung von Straftaten sowie die Veröffentlichung ihrer Ergebnisse (idealerweise nach einer Stellungnahme der Beschuldigten); es gibt aber keine Bestrafung durch einen Staat wie das in modernen, westlichen Gesellschaften heute der Fall ist.

Akkumulation und Privateigentum sind umstritten, wenn nicht sogar sozial geächtet. Menschen, die Dinge horten, werden belächelt, bemitleidet oder bloßgestellt, ausgeprägte Fälle werden von öffentlichen Ermittlern untersucht (›Hortern‹ oder ›Messies‹) kann es dann auch passieren, dass sie offiziell dazu angehalten werden, überflüssige Dinge in der Nachbarschaft umzuverteilen oder an Freestores zurückzugeben). Privateigentum gibt es praktisch nicht; Land wird als Gemeineigentum (Commons/Allmende) unterhalten und manche Menschen reagieren sehr aufgebracht, wenn es aus praktischen Gründen etwa private Parzellen in Gemeinschaftsgärten oder Zäune an Reisfeldern geben soll.

Insgesamt ist die Versorgungslage gut: Güter, Ressourcen und Energie scheinen im Überfluss vorhanden zu sein; es gibt allgemein offenbar nichts, was es nicht gibt, und Armut oder nennenswerte Ungleichheit scheinen überhaupt nicht zu existieren. Ebenso scheint man sich über Verschwendungen nur selektiv Gedanken zu machen (beispielsweise wird Fleisch in üppigen Mengen gegessen, ohne dass thematisiert wird, wie die ressourcenintensive Fleischproduktion bewerkstelligt wird). Teils werden Wartezeiten diskutiert, zu keinem Zeitpunkt aber scheint irgendetwas wirklich zu fehlen oder Engpässe irgendetwas zu verhindern. Wohl hierzu passend wurde die ›Market Street‹, eine der Hauptstraßen der Stadt, nach der Revolution in ›Abundance Street‹ (›Straße der Fülle‹) umbenannt.

Damit richtet sich Carlsson gegen die Vorstellung, dass Güter grundsätzlich knapp sind – eine Vorstellung, die er für das Resultat einer anti-emancipatorischen kapitalistischen Ideologie hält (und die tatsächlich eine der Grundannahmen der heute vorherrschenden, neoklassischen Wirtschaftstheorie ist). »Die einst verbreiteten Träume von allgemeinem Überfluss, die Murray Bookchin als ›Post-Scarcity Anarchism‹ [Post-Knappheits-Anarchismus] bezeichnete, in denen durch die weit verbreitete Automatisierung zunehmende Freizeit ermöglicht werden sollte, sind durch drei Jahrzehnte rücksichtsloser kapitalistischer Rationalisierung zunichte

gemacht worden. Heute arbeiten die meisten Menschen länger und härter als noch vor dreißig Jahren, um den *gleichen Lebensstandard* zu halten« (Carlsson, 2008, S. 248, Hervorhebung im Original).

Diese Beobachtung ist nicht ungewöhnlich; trotz der heutigen, sehr hohen Arbeitsproduktivität nimmt die Menge der Arbeit nicht ab, sondern zu, obwohl das oft sinnlos, unnütz oder sogar schädlich ist. Auch David Graeber stellt dieses Phänomen in einen historischen Zusammenhang: »Im Jahr 1930 prophezeite [der Ökonom] John Maynard Keynes, die Technologie werde bis zum Ende des Jahrhunderts so weit fortgeschritten sein, dass Länder wie Großbritannien und die Vereinigten Staaten bei einer 15-Stunden-Arbeitswoche angekommen wären. Wir haben allen Grund zu glauben, dass er recht hatte. Aus technischer Sicht wären wir dazu durchaus in der Lage. Und doch kam es nicht so. Wenn überhaupt, wurden mithilfe der Technologie neue Wege erschlossen, damit wir alle mehr arbeiten« (Graeber, 2018, S. 13).

Dies hat eine ganze Reihe von Gründen, wie arbeitskritische Autor:innen herausgearbeitet haben (vgl. z.B. Weeks, 2011; Paulsen, 2017; Hoffmann und Paulsen, 2020). Einer davon ist sicherlich: Wer arbeitet, ist von der Straße weg und hat keine Zeit, sich grundsätzliche Gedanken zu machen. Arbeit ist anti-revolutionär, und insofern sich Revolutionen auf die Notwendigkeit von Arbeit stützen, sind sie notwendig zum Scheitern verurteilt. Davon jedenfalls war Murray Bookchin überzeugt, als er seinen Post-Knappheits-Anarchismus entwarf und sich damit nicht nur gegen den Kapitalismus und seine inhumanen und anti-ökologischen Auswirkungen richtete, sondern auch den Marxismus kritisierte. Solange Knappheit herrscht, ist die Menschheit zur Plackerei zum Zwecke des Überlebens verdammt – für Politik und das gute Leben bleiben keine Zeit und Energie. Laut Marx beginnt das »Reich der Freiheit ... in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört;« doch dieses Reich der Freiheit kann eben »nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühn« (Marx, 1964 [1864–65/1894], S. 828). In der Geschichte des Marxismus hat sich dann die Doktrin durchgesetzt, dass das Proletariat herrschen soll, und dass es auch Proletariat bleiben soll, jedenfalls in der realsozialistischen Praxis. Das Reich der Freiheit wird zur fernen Utopie, die nicht nur nicht erreicht, sondern sogar aktiv bekämpft wird.

Bookchin war dagegen der Ansicht, dass die Vorstellung eines unüberwindlichen Reichs der Notwendigkeit, also der unabschaffbaren Knappheit und somit des unendlichen Arbeitszwangs mit Fabrikdisziplin, Schufterei und Unterordnung, Resultat des technologischen Stands im 19. Jahrhundert war. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hingegen wird das Reich der Freiheit erreichbar, weil aufgrund der Technologie menschliche Plackerei größtenteils unnötig wird. Revolutionen müssen nicht mehr autoritär sein und das Proletariat nach den ersten Aufständen wieder an die Werkbank schicken. Revolutionen können nun die Arbeiter:innenklasse

von der Arbeit und von der Klasse befreien (vgl. dazu Bookchin, 2004 [1967–68] und 2004 [1969]).

Wie also sähe ein Reich der Freiheit aus, in dem sich nicht alles um die Produktion dreht, in dem ökologische, dezentrale Technik die Knaptheit überwindet, in dem das menschliche Leben nicht primär durch Arbeit geprägt ist? Und wie sähe dann die verbliebene Arbeit aus? Carlsson zeichnet in *After the Deluge* ein Bild davon, und er betont dabei vor allem die Überwindung der Knaptheit, nicht so sehr die exakten technischen Anlagen, die für den Überfluss sorgen.

5. Organisation und Bewertung von Arbeit

Eine Wirtschaft ohne Geld und ohne durch Märkte geschaffene künstliche Knaptheit bedeutet natürlich, dass es keine als Ware über Arbeitsmärkte vermittelte Erwerbsarbeit mehr gibt. Dafür aber gibt es im Roman drei Hauptkategorien von Arbeit: sogenannte Annuals, Tryouts, und Apprenticeships.

Bei den ›Annuals‹ geht es um kurzfristige Tätigkeiten ohne längerfristige Bindung. Meistens handelt es sich dabei um eher einfache Tätigkeiten, zum Beispiel Küchenhilfe, Bedienung, Hotelservice, Regalfüllung, Lieferdienste, Aufsicht in offenen Werkstätten, Sanitätsdienste im Krankenhaus, Zuarbeit in Landwirtschaft und Bauwesen, bei Solar- und Windanlagen, Unterhalt und Reinigung von Straßen, Wasserstraßen und der Kanalisation (›Shitsys‹) usw. Die Idee dahinter ist, dass gesellschaftlich notwendige Arbeit von allen gemeinschaftlich erledigt wird, ohne dass sie irgendwer permanent machen muss. Die Annuals heißen wohl so, weil ausnahmslos alle verpflichtet sind, 60 Stunden pro Jahr in diesem Bereich abzuleisten – wobei es eine Debatte und Kampagne darum gibt, dies auf 30 Stunden pro Jahr zu verkürzen und freiwilliger zu gestalten. (Diese begrenzte Arbeitspflicht ist übrigens etwas, was Nwin an der Gesellschaft hasst, und so verbrennt er gerne die Schilder, die im öffentlichen Raum an diese Verpflichtung erinnern sollen.)

Viele Menschen machen Annuals, wenn sie etwas erst einmal austesten möchten, wenn sie nur gelegentlich etwas tun wollen, um Leute zu treffen, die Stadt besser kennenzulernen und nicht ganz ›einzurosten‹, oder wenn sie jeden Tag aufs Neue ganz unterschiedlichen Tätigkeiten nachgehen möchten ohne sich auf eine Sache festzulegen – so wird an einer Stelle ein berühmtes Zitat von Karl Marx abgewandelt, als Ericas Freundin Emmy gesagt wird, für Menschen wie sie sei das System konzipiert worden, die morgens gerne etwas Landwirtschaft betreiben, tagsüber etwas herstellen und abends Lady Macbeth spielen möchten (vgl. Carlsson, 2004, S. 65). Somit fehlt es bei den Annuals aber auch oft an Qualifikationen; bisweilen sind sie keine große Hilfe, wenn es um speziellere Tätigkeiten (wie etwa das Buchbinden) geht, und das meiste wird von Arbeiter:innen aus den anderen Kategorien erledigt.

Bei den ‚Tryouts‘ geht es um höher qualifizierte Arbeit; hier kann eine Tätigkeit genauer ausprobiert werden. Zeitlich sind Tryouts begrenzt auf drei Monate bis zu einem halben Jahr und sie sind Voraussetzung für ‚Apprenticeships‘. Solch eine Ausbildung oder Lehre von zwei bis fünf Jahren führt dann zu wirklich anspruchsvollen Tätigkeiten, weshalb ihnen auch ein Tryout vorausgegangen sein muss. Allgemein ist die Idee, dass einer kurzen Annuals-Phase ein Tryout folgen sollte, und dem dann eine richtige Ausbildung.

Häufig genannt werden ansonsten noch ‚Regulars‘ oder ‚Lifers‘; dies ist keine offizielle Kategorie, sondern es sind ganz praktisch die Menschen, die ihr ganzes Berufsleben lang einer bestimmten Tätigkeit an einem Ort nachgehen, daher über größeres Wissen verfügen und auch einflussreichere Positionen innehaben. Darüber hinaus spielen ‚Freiwillige‘ (auch wenn letztlich alles freiwillig ist) eine wichtige Rolle, etwa in der Feuerwehr oder als ‚Nachbarschaftstechniker:innen‘, die in Bereitschaft stehen und aushelfen, wenn es nötig ist. Auch engagieren sich viele in den zahlreichen Gremien und Ämtern der öffentlichen Selbstverwaltung (s.o.). Und schließlich gibt es eine große Vielfalt an Bildungsangeboten – Bildung hat einen hohen Stellenwert, so dass die Teilnahme an Bildungsveranstaltungen als Teil der jährlichen Annuals-Verpflichtung angerechnet werden kann.

Statt Arbeitsmärkte oder Arbeitsämter gibt es ‚Hiring Halls‘ (etwa ‚Einstellungshallen‘) zur Verteilung und Vermittlung von Arbeit. Hier laufen alle Informationen über mögliche Arbeitsstellen in der Stadt zusammen (die übrigens immer noch als ‚Jobs‘ bezeichnet werden). Die Hiring Hall lässt auch wissen, wenn es in einem gesellschaftlich essentiellen Bereich einen Mangel an Arbeitskräften gibt, um Arbeitswillige bevorzugt dorthin zu lenken. Grundsätzlich scheint es die Einstellung zu geben, dass wirklich wichtige Arbeit von irgendwem immer auch gemacht wird. Abgesehen von den verpflichtenden 60 Stunden Annuals pro Jahr, ist Arbeit aber komplett freiwillig – wenn auch immer noch ständig daran erinnert wird, dass alle etwas beitragen müssen, auch wenn niemand will. Wie oben erwähnt, sind Betriebe basisdemokratisch organisiert; alle Probleme und Aufgaben (sowohl alltägliche als auch langfristig-strategische) werden etwa in regelmäßigen Arbeitstreffen besprochen und entschieden.

Diejenigen, die freiwillig arbeiten, arbeiten wie Nwin nur ein paar Stunden pro Tag, andere bisweilen aber ziemlich viel,¹¹ viele auch nach heutigem Maßstab ganz klassisch von 9 bis 17 Uhr an fünf Tagen die Woche. Allgemein wird sehr viel produktive Aktivität und Umtriebigkeit beschrieben; zwar lesen wir auch von einigen Freizeitaktivitäten und kollektiven Unternehmungen, die gänzlich unproduktiv sind und nur der Lust dienen, doch im Fokus des Romans stehen eher die neuen

¹¹ Das entspricht auch Carlssons empirischem Befund in seinem späteren Buch *Nowntopia* (2008, S. 7).

Formen der Arbeit und die vielen Aktivitäten jenseits von ihr, die viel Raum in der Beschreibung der Gesellschaft einnehmen.

Diejenigen, die hauptsächlich nichts tun, kommen im Roman nicht zentral vor, aber es muss zahlreiche Leute geben, die deutlich unter 60 Arbeitsstunden *im Jahr* bleiben – andernfalls wären die vielen Aufrufe »do your Annuals!« sinnlos und es gäbe wohl auch keine öffentliche Diskussion darüber, ob die Zahl der Annuals halbiert werden sollte. Alle Betriebe scheinen sich sehr über neue Mitarbeiter:innen zu freuen und rekrutieren sehr proaktiv. Ein Fachkräftemangel in diesem Sinne wird zwar nicht erwähnt, allerdings klingt mehrfach an, dass es tendenziell schwierig ist, qualifiziertes Personal zu finden, das auch bereit ist, sich längerfristig an eine Aufgabe binden zu wollen. Bei allem Fleiß mancher Personen ist das ein Hinweis auf eine weit verbreitete Arbeitsablehnung im ›post-ökonomischen‹ San Francisco.

Kollektive Einstellungen zur Arbeit sind nach wie vor umstritten. Immer wieder wird den Menschen in Erinnerung gerufen, dass ihre Annuals gemacht werden müssen als Beitrag für die Allgemeinheit. Besonders älteren Generationen scheint das wichtig zu sein, wird in kritischen Debatten aber als Propaganda für Arbeit um ihrer selbst willen bezeichnet. Manche betonen die Vorteile davon, sich um Karriere, Spezialisierung und eine frühzeitige, feste Arbeitsstelle zu bemühen, andere bevorzugen es, immer wieder alle möglichen verschiedenen Annuals und Tryouts zu machen, oder einfach gar nichts zu arbeiten, je nach Lust und Laune. Die Debatten gehen ähnlich wie heute auch da auseinander, wo zum einen betont wird, dass viel Arbeit gut und wichtig für die Gesellschaft ist und es mehr Arbeit und technische Entwicklung geben sollte, damit prinzipiell immer alles sofort verfügbar ist. Im Gegensatz dazu finden andere, dass immer noch zu viel gearbeitet wird, plädieren für mehr Ruhe und Langsamkeit und weniger Ressourcenverbrauch, sehen Karriere als Hamsterrad und weniger Arbeit als erstrebenswert um mehr vom Leben zu haben, zumal vieles an Arbeit (nach wie vor) sinnlos erscheint. Die moderne Arbeitsethik (wonach Arbeit Selbstzweck und intrinsisch gut ist, egal was man tut) wird bisweilen verteidigt, bisweilen aber auch kritisiert als das, was die vorherige Welt zerstört hat, als schädlich, altmodisch und überholt.

Die Debatten ähneln also gewissermaßen denen heute in den 2020er Jahren. Allerdings hat sich doch etwas substantiell verändert: Die prinzipielle Ablehnung von Arbeit ist heute eine seltene, radikal bis weltfremd wirkende – und gesellschaftlich hart sanktionierte – Minderheitenposition, und die moderne Arbeitsethik gilt als völlig normal – dies ist im ›post-ökonomischen‹ San Francisco ganz anders.¹²

¹² Die heutige arbeitsethische Normalposition geht von mindestens 40 Arbeitsstunden pro Woche aus; wer weniger arbeitet, gilt schnell als unmoralisch und verdächtig. Das Mindestarbeitspensum in Carlssons Utopie, unter dem man scheel angesehen werden kann, sind 60 Arbeitsstunden *pro Jahr*, also durchschnittlich etwa eine Stunde und zehn Minuten pro Woche. Die als moralisch bedenklich bewertete Faulheitsschwelle ist also sehr stark gesunken.

Die 2025 noch weit verbreitete und politisch institutionalisierte Idee, dass nur Anspruch auf eine würdige soziale Existenz hat, wer auch in Erwerbsarbeit ist, gibt es 2157 überhaupt nicht mehr, und die dann vorherrschende Arbeitsmoral ist deutlich gemäßiger als heute.

Im Vergleich zu anderen literarischen anarchistischen Utopien ist *After the Deluge* somit eher dem anti-produktivistischen Pol zuzuordnen. Generell gibt es in politisch progressiven Bewegungen (sowohl in Anarchismus und Marxismus, als auch in der jüngeren Degrowth-Debatte) einerseits eher produktivistische Strömungen, die den Wert und die Wichtigkeit der Arbeit betonen, und andererseits eher anti-produktivistische Strömungen, die Arbeit ablehnen und sogar abschaffen wollen (vgl. Seyferth, 2019; Hoffmann et al., 2024). Entsprechend unterschiedlich sehen die Utopien aus. Schon immer waren Arbeit, ihre Organisation, ihre Verteilung und ihr Zweck wichtige Themen in Utopien. In Thomas Morus' *Utopia* ist die Arbeitszeit im Vergleich zur zeitgenössischen englischen Gesellschaft stark reduziert, aber es herrscht allgemeine Arbeitspflicht; diese beiden Aspekte sind aufgrund der technischen Entwicklung untrennbar miteinander verbunden. Aber Morus stellte auch kein Reich der Freiheit, sondern ein (besseres) Reich der Notwendigkeit dar (vgl. Morus, 1960 [1516]). Anarchistische Utopien sollten eher Freiheitsreiche sein – reich und frei. Ob der Reichtum oder der Wohlstand durch Schufterei hergestellt werden muss, und wie das von den Utopier:innen bewertet wird, ist sehr unterschiedlich und hängt auch mit ihrem Verhältnis zur Umwelt zusammen.

In Ursula K. Le Guins *The Dispossessed* (2017 [1974]) etwa errichten Anarchosyndikalist:innen mit starker Arbeitsethik eine anarchistische Gesellschaft auf einem sehr kargen Planeten, den sie sich mit schwerer Arbeit unterjochen müssen, um zu überleben. Jede soziale Beziehung wird in Arbeitsbegriffen verstanden, jede Gruppe wird ein Syndikat – und so werden selbst Liebesbeziehungen aufgegeben, wenn Straßenbau oder Ernten produktiver erscheinen. »Nuchnibik«, also Faulenzer, haben einen schlechten Ruf und müssen mit Ausschluss rechnen. Der hohe Wert der Arbeit in *The Dispossessed* zieht mit sich, dass eine auf Effizienz ausgelegte Bürokratie langsam und unmerklich zum Herrschaftsapparat wird. Der Produktivismus droht den Anarchismus zu zerstören.

Le Guin hat noch eine zweite Utopie geschrieben, *Always Coming Home* (2023 [1985]), in der es ganz anders zugeht. Wie Carlsson hat sie sich dafür auch von Bookchins Argumenten gegen die Arbeit inspirieren lassen. Die Utopier:innen im ca. 10.000 Jahre in der Zukunft liegenden Nordkalifornien, genauer: in dem Tal, das keine 80 km nördlich von San Francisco liegt und heute als Napa Valley bekannt ist, arbeiten nur sehr selten hart, lehnen das Ansammeln vieler Dinge oder persönlicher Errungenschaften sowie den Wettbewerb ab. Beim Essen benutzen sie nur Löffel, damit sie keine Gabeln oder Messer abspülen müssen. Allerdings ist ihr Lebensstil hauptsächlich steinzeitlich (auch wenn es durchaus Elektrizität und sogar ein weltweites Computernetzwerk gibt). Die Einstellung der Utopier:innen

zur Arbeit ist auch deshalb so kritisch und ablehnend, weil sie mit den übeln Hinterlassenschaften unserer heutigen Arbeitsgesellschaft zu kämpfen haben: Es gibt immer noch Umweltgifte, die die Säuglingssterblichkeit erhöhen, auf dem Meer schwimmt Styropor, alte industrielle Ideen werden von Feinden zu militärischen Zwecken wiederbelebt.

Damit befinden sie sich in einer ähnlichen Lage wie andere, viel nähere zukünftige nordkalifornische Utopier:innen; diejenigen nämlich, die von Starhawk in ihrer Utopie *The Fifth Sacred Thing* (1996 [1993]) beschrieben werden. Es sind die Bewohner eines spirituellen, ökologisch, direktdemokratisch gewordenen San Francisco im Jahr 2048, ebenfalls bedroht durch eine monotheistisch fanatische, militärtechnisch überlegene Armee. Es gibt noch einen Markt und Geld, zugleich aber ist die Wirtschaft über ein Gildensystem kontrolliert, das demokratisch funktioniert. Es gibt ein bedingungsloses Grundeinkommen, das eigentlich vom Arbeitszwang befreien sollte, aber gleichzeitig wird auch jede Arbeit (einschließlich Hausarbeit) mit demselben Stundenlohn bezahlt, und im Grunde arbeiten alle Bewohner ständig. Denn wer nicht arbeitet, wird beschämten, für krank gehalten und geheilt. Die Wahl der Arbeit ist weitgehend freiwillig, bis auf ein paar Zwangsarbeiten für alle (z.B. Giftmüll entfernen). Die Protagonist:innen des Romans sind Held:innen der Selbst-aufopferung auf dem Altar der übermäßigen Schufterei bis zur Ohnmacht. Bei aller hippiesken Achtsamkeit ist *The Fifth Sacred Thing* doch eine produktivistische Arbeitsutopie.

In diesem Feld der anarchistischen Utopien ist *After the Deluge* also im anti-produktivistischen Spektrum zu verorten. Zwar wird Arbeit nicht völlig abgeschafft,¹³ aber sie hat auch nicht mehr den Stellenwert und Selbstzweck wie in so vielen anderen Utopien, einschließlich der meisten hier genannten. Arbeit ist in *After the Deluge* keine Pflicht mehr, denn es wird nur wenig von ihr benötigt, um alle gewünschten Dinge und Dienstleistungen verfügbar zu machen. Daher ist es auch nicht nötig, sie völlig umzustrukturieren, wie es etwa in den utopischen Vorstellungen Charles Fouriers (mit seinen Phalansterien) oder William Morris' (in *News from Nowhere*, 2016 [1890]) gemacht wird. Dort wird Arbeit so umorganisiert, dass sie gar nicht mehr als Plackerei und entfremdender Zwang erscheint, sondern als schönes Spiel, sportliche Anstrengung und gemeinschaftliche Aktivität, die praktischerweise auch noch produktiv ist.

In *After the Deluge* wird die Arbeit anders beschrieben. Was von ihr verblieben ist, kann durchaus lästig sein, und es gibt an den Arbeitsplätzen auch strukturelle Konfliktsachen und Ungleichheiten, nicht nur zwischen Anfänger:innen und Profis – allerdings sind die beschriebenen Übel der Arbeit eher milde im Vergleich zur Lage

¹³ Wie etwa in den vielen Romanen über die anarchistische Kultur in der *Culture-Space-Opera* Iain M. Banks', in der überhaupt nicht mehr gearbeitet wird, weil Maschinen alles übernehmen, und auch diese schätzen Freizeit sehr.

der Arbeiter:innen im real existierenden Kapitalismus. Und es ist eben auch möglich, diesen – und der Arbeit überhaupt – zu entgehen und sich seine Zeit selbst-bestimmt so zu gestalten, wie immer man es möchte. *After the Deluge* kritisiert die Arbeit und zieht ihr einige Zähne, ohne sie aber letztendlich ganz abzuschaffen. Im Vergleich zu *The Dispossessed* oder zu *The Fifth Sacred Thing* wird dennoch deutlich, dass in Carlssons Utopie keine Arbeitsgesellschaft dargestellt wird, sondern eine freiere Gesellschaft, die die heutige strukturelle Abhängigkeit von marktbasierter Erwerbsarbeit überwunden hat.

6. Kritik und Würdigung

Es ist hier nicht der Raum für literaturwissenschaftliche oder feuilletonistische Be-trachtungen, aber ganz lässt sich der utopische Inhalt nicht von der literarischen Form trennen und auch nicht von den inhaltlichen Elementen, deren Beitrag zur Utopie rätselhaft sind. So wird der (nicht-muttersprachlichen) Leser:in beispielsweise immer wieder Geduld abverlangt in den recht langatmigen, sprachlich ausgeschmückten Beschreibungen von Szenen und Wegen, die durch die Stadt zurück-gelegt werden; hier macht sich wohl bemerkbar, dass Carlsson auch als Stadtführer für San Francisco tätig ist. Bisweilen etwas mühsam und nicht allzu interessant sind auch viele weitere, scheinbar beliebige Details (z.B. lokale Sportdebatten), von denen mitunter unklar ist, was sie beitragen. Allerdings geht es in Utopien natür-lich auch um das Bild einer Gesellschaft, und Gesellschaften (selbst fiktive) bestehen nicht nur aus Wichtigem.¹⁴

Zu den Details, die irritieren können, gehören auch die vielen pornografischen Elemente. Personenbeschreibungen beinhalten in der Regel eine Bewertung, ob die Menschen (vor allem die Frauen) körperlich attraktiv sind oder nicht, Beispiele für (teils durchaus sexistische) Anzüglichkeiten gibt es dutzende. Zum Schluss des Bu-ches sind sie auch nicht mehr subtil, wenn eine stadtweite Sexorgie mitten am Tag auf offener Straße beschrieben wird (Verhütung oder Schwangerschaften werden dabei zu keinem Zeitpunkt erwähnt). Offensichtlich sind die Sexszenen Teil der Uto-pie, denn der utopische Reisende Eric begeistert sich dafür, während der dystopi-sche Außenseiter Nwin davon eher angewidert ist (wobei er zum Schluss auch Teil

¹⁴ So beschreibt etwa Kim Stanley Robinson in *Pacific Edge* (1992 [1990]), dem dritten Band sei-ner dystopisch/utopischen Kalifornien-Trilogie, ein grün-demokratisches Stadtviertel (El Mo-dena) im Jahr 2065, seine politischen und ökonomischen Prozesse und Konflikte und sein Verhältnis zur Umwelt. Dazu dienen etwa Beschreibungen der mühsamen Demontage von Ampelanlagen an Straßenkreuzungen oder der ökologisch-ästhetischen Planung von Wohn-häusern. Aber zu dieser nachbarschaftlichen Gesellschaft gehört nicht nur das, was sie uto-pisch, also andersartig und besser macht, sondern auch der Alltag. Und so gibt es in diesem Roman auch sterbenslangweilige Baseball-Passagen.

davon wird). Es geht Carlsson um eine Fantasie des schönen Lebens in einer aus seiner Sicht verbesserten Version seiner Stadt. Diese Sicht ist eine männliche, wie auch die seiner Protagonisten: ein ›male gaze‹. Je nach Geschmack hat diese Variante der ›freien Liebe‹ aus weiblicher Perspektive wenig Emanzipatorisches. Dazu passt übrigens auch, dass Sorgearbeit – zentral in feministischen Debatten – im Buch nur ganz am Rande erwähnt wird (etwa wenn Nwin sich weigert, sich daheim daran zu beteiligen, obwohl seine Mutter ihn darum bittet).

Wenn wir von den irritierenden Aspekten absehen und uns auf die politischen, ökonomischen und ökologischen Aspekte konzentrieren, fallen einige Lücken auf. So hätte sich die interessierte Leser:in gewünscht, mehr darüber zu erfahren, wie wirtschaftliche Planung und Entscheidungsfindung, Ressourcenextraktion, Produktion und Distribution auf verschiedenen Ebenen funktionieren, inklusive der entsprechenden Machtverhältnisse sowie politischer und rechtlicher Voraussetzungen. Zwar finden sich immer wieder Hinweise auf eine enorme Bandbreite an Räten, Ausschüssen und Komitees zur demokratischen Diskussion und Entscheidungsfindung in allen möglichen politischen, juristischen, sozialen, ökologischen und ökonomischen Fragen. Somit ist das erfüllt, was wir in der Einleitung beschrieben haben: Es existiert fundamentale demokratische Kontrolle über alle Angelegenheiten, die das Leben der Menschen betreffen, *inklusive* dem, was wir heute Wirtschaft und Arbeitswelt nennen. Hier bieten sich viele Anknüpfungspunkte an aktuelle Debatten um Commons¹⁵, Degrowth¹⁶, demokratische Wirtschaftsplanung¹⁷, oder eine ›Gesellschaft ohne Geld‹¹⁸. Dennoch bleibt unterbelichtet, welche neuartigen wirtschaftsdemokratischen Institutionen im Zuge der Revolution erdacht wurden und wie sie funktionieren; dies sind ganz zentrale Fragen im aktuellen Nachdenken über sozial-ökologische Transformation. Für eine utopische Erzählung ist das natürlich nicht zwingend nötig. Dennoch wäre es zweifellos inspirierend gewesen, im Roman mehr konkrete Beispiele bzw. Geschichten zu diesem Aspekt zu lesen.

Die Handlung (wie auch die Planung in den basisdemokratisch geführten Betrieben) bleibt weitgehend auf die lokale Ebene begrenzt, und die Geschichten rund um ›Treasure Island‹ sind zwar unterhaltsam, aber nicht sehr aufschlussreich, um ein grundlegend verändertes Wirtschaftssystem zu verstehen. Vielmehr erwecken sie unverändert den Eindruck, dass Dinge relativ problemlos ›aus dem Nichts‹ beschafft werden können und es keiner (oft unsichtbaren) gigantischen Ressourcenextraktion, Produktionsmaschinerie, Logistik etc. ›im Hintergrund‹ und in ande-

¹⁵ Vgl. z.B. Bollier/Helfrich (2019)

¹⁶ Vgl. z.B. D'Alisa/Demaria/Kallis (2015).

¹⁷ Vgl. z.B. Vettese/Pendergrass (2022) oder INDEP (o.J.).

¹⁸ Viele weitere literarische Beispiele für geldlose Gesellschaften behandelt Annette Schlemm in ihrem Beitrag zu diesem Sammelband.

ren Erdteilen bedarf (einmal fahren Lastwagen in der Ferne ...). Überhaupt erfährt man praktisch nichts über die Wirtschaftssysteme in anderen Teilen der Welt, zu denen es ja Handelsbeziehungen gibt (nur beiläufig heißt es, dass in Chicago manches anders, allerdings auch nicht grundlegend anders organisiert wird). Die von Aufständischen in Chile ausgehende »Gegenrevolution« weist jedenfalls darauf hin, dass die historische Revolution zur Beendigung der Geldära durchaus in größerem Maßstab stattfand.

Merkwürdig ist auch, dass die gerade im nordamerikanischen Kontext prägende und sehr präsente Kolonialgeschichte mit einer winzigen Ausnahme nie erwähnt wird. Indigene Perspektiven fehlen gänzlich. Es hätte die Handlung bereichert, wenn erzählt worden wäre, wie sich dieser Teil der Geschichte weiterentwickelt hat, wie der Kolonialstaat abgeschafft wurde, wie indigene Gemeinschaften ihre berechtigten Ansprüche auf ihr Land sowie Reparationen und Wiedergutmachung durchsetzen konnten, und wie von indigenen Lebensweisen in punkto ökologisch tragfähige Organisationsformen gelernt wurde.

Ökologisch ist die Erzählung insgesamt unrealistisch. Zwar werden ökologische Belange und Zusammenhänge grundsätzlich mitgedacht und es gibt immer wieder Hinweise auf ökologisch tragfähige Strukturen.¹⁹ Dennoch ist es nicht plausibel, dass es »plenty of everything for everyone« (Carlsson, 2004, S. 5) gibt, also alles grenzenlos verfügbar ist und ökologische Grenzen im Jahr 2157 noch immer keine nennenswerte Rolle spielen sollen. Es erscheint zu einfach, dass Solar- und Windenergie tatsächlich immer unbegrenzt verfügbar und für alle Zwecke einsetzbar sind, ohne zu erklären wie das technisch bewerkstelligt wird (vor allem angesichts der Tatsache, dass fossile Energieträger ganz andere Eigenschaften haben als erneuerbare Energien und das eine nicht einfach durch das andere zu ersetzen ist ohne weitreichende Veränderungen in Energiesystem und -verbrauchsmustern). Die Hintergründe einer Reihe neuartiger biotechnischer Antriebe (z.B. in Schiffen oder Aufzügen) werden nicht erklärt, ebenso wenig wie das »Vyne« als Quelle von unbegrenzter, sauberer Energie (vgl. ebd., S. 247). Diese unklare Energie- und Ressourcenbasis ist nicht konsequent ökologisch gedacht.

So ist es auch unrealistisch, dass Klimawandel, Ressourcenknappheit und geschädigte Ökosysteme nicht stärker auftauchen. Im Kalifornien von 2157 gibt es keine Waldbrände, durchaus Trockenperioden aber keine ernsthaften Dürren, selbst

¹⁹ Beispielsweise in der Wasser- und Abwasserinfrastruktur, in der Existenz einer »Wildkorridor-Kommission« mit »Wildtier-Wiederherstellungs-Subkomitee«, in der Art und Weise, wie weitgehend energieautarke Gebäude in den stofflichen Austausch des Gesamtsystems integriert sind und beispielsweise Düngemittel produzieren, oder in Gestalt der »Resource Review Boards«, die die bestehenden Regeln für den Verbrauch von Ressourcen öffentlich kontrollieren und Ressourcenverschwendungen oder ethisches Fehlverhalten konsequent verfolgen.

im Sommer keine extremen Temperaturen – außer mal die Ankündigung einer Hitzequelle –, keine Extremwetterereignisse. Dafür gibt es immer noch die verschiedensten Tierarten in großer Zahl, englischen Rasen in weitläufigen Grünanlagen, Gärten, Bäume, Wälder und botanische Vielfalt, viele Bäche mit sprudelndem, sauberen Wasser, ganz normale Lebensmittelproduktion und eine große kulinarische Auswahl, zudem herkömmliche Schiffe mit Metallcontainern, sogar Zement und fossile Treibstoffe für Hochseeschiffe (Benzin darf ansonsten allerdings nur noch von bestimmten Stellen zu bestimmten Zwecken in kontrollierten Mengen abgegeben werden, es sei denn, man findet es bei zwielichtigen ›Reste-Dealern‹, so wie Nwin).

All das ist ökologisch ziemlich unplausibel – wenn es der Fall sein sollte, dass die Menschen im kommenden Jahrhundert im Wesentlichen so leben können wie heute, wäre es sehr spannend gewesen zu erfahren, was unternommen wurde, um das möglich zu machen. Natürlich sind Utopien in diesem Sinne nie ›realistisch‹ und sie wollen (vgl. oben) auch keine detaillierte Anleitung geben, wie man Schritt für Schritt von einer Sozialform in eine andere kommt. Allerdings kann eine Utopie dann umso inspirierender sein, wenn sie wenigstens so weit plausibel ist, dass nicht von vornherein klar ist, dass es physikalisch auf diesem Planeten unwahrscheinlich ist, sie zu erreichen; dann ist sie letztlich nur schönes Wunschdenken.

Keine Lücke, aber ein kleiner Wermutstropfen ist auch der Umstand, dass der Roman, wie erwähnt, immer noch so viel Aktivität, Umtriebigkeit, Verkehr, Staus und teils auch Hektik beschreibt. Bei aller Arbeitsskepsis und Arbeitszeitverkürzung ist *After the Deluge* eher keine Erzählung davon, dass Menschen einfach weniger machen, auch außerhalb dessen, was noch Arbeit genannt wird – teils wird das von den arbeitskritischen Stimmen im Buch selbst auch bedauert und kritisiert. Ungehemmtes Nichtstun und zebrierte Muße, kollektives Ruhen und bewusstes Ressourcenschonen kommen eher selten vor, obwohl das durchaus politisch-transformatives Potential hätte. Utopischer wäre hier die Vision, die Adorno beschreibt: Statt »der Freiheit als Hochbetrieb« lieber »aus Freiheit Möglichkeiten ungenutzt« lassen, »der Entfaltung überdrüssig« werden, Nichtstun, »auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, ›sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung‹ könnte an Stelle von Prozeß, Tun, Erfüllen treten« (Adorno, 2003, S. 176). Als weiterer Aspekt einer arbeitskritischen Utopie wäre es zum einen eine Erleichterung und kulturelle Errungenschaft, unseren kollektiven Übereifer zu überwinden (wer kennt nicht die Produktivitätspolizei in unseren Köpfen, die uns alle ständig zu Tätigkeit und Eile antreibt?). Zum anderen greift auch hier das ökologische Argument, dass Faulsein die umweltverträglichste Daseinsform ist.

Mit anderen Worten: *After the Deluge* eignet sich nicht als Anleitung hin zu einer ökologischen Gesellschaft. Der Roman ist kein wissenschaftliches Werk, das alle ökologischen und ökonomischen Beziehungen nachvollziehbar darstellt, oder genauer beleuchtet, wie die sozial-ökologische Transformation, die sich heute so vie-

le Menschen wünschen, tatsächlich gelingen konnte (bzw. könnte). Der Roman hat außerdem eine Vorstellung von Überfluss, die heutzutage missverstanden werden kann: Die Utopier:innen darin fühlen sich reich und verfügen über so manchen Luxus, doch wenn wir, die Autor:innen, uns in unseren Wohnungen umsehen, sind wir von so vielen Dingen umgeben, dass wir in Carlssons San Francisco damit rechnen müssten, unfreiwillig von den vielen gehorteten Gegenständen befreit zu werden. *After the Deluge* ist keine Fantasie der Askese oder des als schmerhaft empfundenen Mangels, denn die Utopier:innen haben alles, was sie sich wünschen. Was sie nicht haben, sind die Wünsche des kapitalistischen Überflusses. Carlsson bemüht sich, seine Zukunftsvision so zu beschreiben, dass sie heutigen Leser:innen als wünschenswert erscheint, und er wählt dafür eine hedonistische Ausrichtung des »Genug von allem, das sich diese Leute wünschen könnten«.

Der Roman soll uns dabei helfen, eine ökologisch-anarchistische Gesellschaft für erstrebenswert zu halten. Er ist eine Utopie, aber eben keine politisch-strategische Analyse oder ökologisch-ökonomische Systemdarstellung. Die Utopie erweitert unser Vorstellungsvermögen, nicht unser Wissen. Die vielen Unplausibilitäten zu überwinden ist keine literarische, sondern eine technische, politische und letztlich revolutionäre Aufgabe. Carlsson schreibt in seiner Danksagung, dass seine Erzählung nicht als Blaupause gedacht ist, sondern als Versuch, eine Welt zu beschreiben, in die hinein er gerne aufwachen würde, und eine Geschichte zu erzählen, um Leser:innen in dieses bessere Leben eintauchen zu lassen – nicht als End- sondern als Startpunkt für weitere Überlegungen und Diskussionen (vgl. Carlsson, 2004, S. iii). Dieses Ziel erreicht das Buch.

Besonders inspirierend ist es dabei für aktuelle Debatten um Arbeitskritik/Postwork: Es zeichnet nicht einfach ein allzu simples Bild von der kompletten Abschaffung der Arbeit (etwa durch vollständige Automatisierung). Vielmehr skizziert der Roman konkrete Möglichkeiten und Vorstellungen davon, wie Arbeit ganz anders und viel besser organisiert werden könnte – somit also von einer Postwork-Stadt der Zukunft. Solche Beispiele sind wertvoll, weil sie (ähnlich wie ein Blick in die Vergangenheit) zeigen, dass die Art und Weise, wie Arbeit heute organisiert und bewertet wird, überhaupt nichts Natürliches und Unvermeidliches ist, sondern eine soziale Konvention und damit grundsätzlich veränderlich und sehr politisch (vgl. Weeks, 2011). Indem es einen Kontrast aufzeigt, weckt das Buch daher im Idealfall Wünsche und Begehrlichkeiten: Warum müssen wir uns »unseren Lebensunterhalt verdienen«, indem wir für Geld arbeiten, um uns dann Waren zu kaufen? Warum sind wir gezwungen, so viel Lebenszeit zu verschwenden, und dann nicht mal mitbestimmen zu können über Sinn und Zweck der Arbeit, ihre Mittel und Bedingungen? Warum soll umweltfreundliches Nichtstun moralisch verwerflich sein? Und könnte etwas mehr Arbeitskritik womöglich hilfreich sein, dieses desaströse System zu überwinden?

Literaturverzeichnis

- Adorno, Theodor W. (2003 [1951]): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Aristoteles (1990 [345–325 v. Chr.]): *Politik*. Übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen versehen von Eugen Rolfs. Mit einer Einleitung von Günther Bien. Hamburg: Felix Meiner Verlag.
- Bollier, David/Silke Helfrich (2019): *Free, Fair and Alive. The Insurgent Power of the Commons*, <https://freefairandalive.org> (letzter Zugriff: 03.01.2025).
- Bookchin, Murray (2004 [1965]): »Towards a Liberatory Technology«. In: Ders.: *Post-Scarcity Anarchism*. Edinburgh/Oakland: AK Press, S. 41–84.
- Bookchin, Murray (2004 [1967–68]): »Post-Scarcity Anarchism«. In: Ders.: *Post-Scarcity Anarchism*. Edinburgh/Oakland: AK Press, S. 1–17.
- Bookchin, Murray (2004 [1969]): »Listen, Marxist!«. In: Ders.: *Post-Scarcity Anarchism*. Edinburgh/Oakland: AK Press, S. 107–143.
- Bookchin, Murray (2005 [1982]): *The Ecology of Freedom. The emergence and dissolution of hierarchy*. Oakland/Edinburgh: AK Press.
- Carlsson, Chris (2004): *After the Deluge. A Novel of Post-Economic San Francisco*. San Francisco: Full Enjoyment Books.
- Carlsson, Chris (2008): *Nowtopia. How Pirate Programmers, Outlaw Bicyclists, and Va-cant-lot Gardeners Are Inventing the Future Today!*. Oakland/Edinburgh: AK Press.
- Carlsson, Chris (2015): »Nowtopians«. In Giacomo D'Alisa/Federico Demaria/Giorgos Kallis (Hrsg.): *Degrowth: A Vocabulary for a New Era*. London/New York: Routledge, S. 182–184.
- Carlsson, Chris (o.J.): *Homepage*, <https://chriscarlsson.com> (letzter Zugriff: 03.01.2025).
- D'Alisa, Giacomo/Federico Demaria/Giorgios Kallis (2015): *Degrowth: A Vocabulary for a New Era*, <https://vocabulary.degrowth.org/> (letzter Zugriff: 03.01.2025).
- Gorz, André (1982): *Farewell to the working class: An essay on post-industrial socialism*. London: Pluto Press.
- Graeber, David (2011): *Debt: The first 5000 years*. New York: Melville House Publishing.
- Graeber, David (2018): *Bullshit Jobs. Vom wahren Sinn der Arbeit*. Aus dem Englischen von Sebastian Vogel. Dritte Auflage. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2003 [2000]): *Empire. Die neue Weltordnung*. Aus dem Englischen von Thomas Atzert und Andreas Wirthensohn. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Hardt, Michael/Antonio Negri (2004): *Multitude. Krieg und Demokratie im Empire*. Aus dem Englischen von Thomas Atzert und Andreas Wirthensohn. Frankfurt/New York: Campus Verlag.

- Hoffmann, Maja/Roland Paulsen (2020): »Resolving the ›jobs-environment-dilemma? The case for critiques of work in sustainability research«. In: *Environmental Sociology*, 6(4), S. 343–354. DOI: 10.1080/23251042.2020.1790718.
- Hoffmann, Maja/Maro Pantazidou/Tone Smith (2024): »Critiques of work: The radical roots of degrowth«. In Lauren Eastwood/Kai Heron (Hrsg.): *De Gruyter Handbook of Degrowth: Propositions and Prospects*. Berlin: De Gruyter, S. 55–73. DOI: 10.1515/9783110778359-006.
- Holloway, John (2006 [2002]): *Die Welt verändern, ohne die Macht zu übernehmen*. Übersetzt von Lars Stubbe. Dritte Auflage. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- INDEP (o.J.): *International Network for Democratic Economic Planning*, <https://www.indep.network/> (letzter Zugriff: 03.01.2025).
- Le Guin, Ursula K. (2017 [1974]): *Freie Geister [The Dispossessed: An Ambiguous Utopia]*. Neu übersetzt von Karen Nölle. Frankfurt a.M.: Fischer TOR.
- Le Guin, Ursula K. (2023 [1985]): *Immer nach Hause [Always Coming Home]*. Aus dem Englischen übersetzt von Matthias Fersterer, Karen Nölle & Helmut W. Pesch. Wittenberge: Carcosa Verlag.
- Marx, Karl (1964 [1864–65/1894]): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Dritter Band, Buch III: Der Gesamtprozeß der kapitalistischen Produktion*. Herausgegeben von Friedrich Engels. In: *Karl Marx Friedrich Engels Werke*. Band 25. Berlin: Dietz Verlag.
- Morris, William (2016 [1890]): *Kunde von Nirgendwo [News from Nowhere]*. Aus dem Englischen übersetzt von Natalie Liebknecht und Clara Steinitz, durchgesehen von Wilhelm Liebknecht; durchgesehen und vervollständigt von Sarah Janke. Hamburg: Edition Nautilus.
- Morus, Thomas (1960 [1516]): *Utopia*. In: Klaus J. Heinisch (Hrsg.): *Der utopische Staat. Morus • Utopia. Campanella • Sonnenstaat. Bacon • Neu-Atlantis*. Übersetzt und mit einem Essay »Zum Verständnis der Werke« Bibliographie und Kommentar herausgegeben von Klaus J. Heinisch. Reinbek: Rowohlt, S. 7–110.
- Paulsen, Roland (2017): *Arbetssamhället: Hur arbetet överlevde teknologin [Arbeitsgesellschaft: Wie Arbeit die Technik überlebte]*. Zweite Auflage. Stockholm: Atlas.
- Robinson, Kim Stanley (1992 [1990]): *Pazifische Grenze*. Ins Deutsche übertragen von Michael Kubiak. Bergisch Gladbach: Bastei-Verlag Gustav H. Lübbe.
- Seyferth, Peter (2015): »San Francisco nach der Utopie: *After the Deluge*. Die anarchokommunistische Öko-Utopie Chris Carlssons«. In: Sophia Ebert/Johannes Glaeser (Hrsg.): *Ökonomische Utopien*. Berlin: Neofelis Verlag, S. 21–35.
- Seyferth, Peter (2019): »Anti-Work. A Stab in the Heart of Capitalism«. In: Ruth Kinna/Uri Gordon (Hrsg.): *Routledge Handbook of Radical Politics*. New York/Abingdon: Routledge, S. 374–390.
- Starhawk (1996 [1993]): *Das fünfte Geheimnis [The Fifth Sacred Thing]*. Buxtehude: Han nah Verlag.

Vettese, Troy/Drew Pendergrass (2022): *Half-Earth Socialism. A Plan to Save the Future from Extinction, Climate Change and Pandemics*, <https://www.half.earth> (letzter Zugriff: 03.01.2025).

Weeks, Kathi (2011): *The Problem with Work. Feminism, Marxism, Antiwork Politics, and Postwork Imaginaries*. Durham/London: Duke University Press.

Science Fiction bedeutet mehr als die NCC-1701 oder die vielen anderen futuristischen Raumschiffe. Sie eröffnet als Utopie auch eine Perspektive in komplett andere Gesellschaftsmodelle, die es teilweise erst ermöglichen, ihre jeweiligen großen Herausforderungen zu bewältigen. Ob man nun sehr weit zurückblickt oder einen gedanklichen Ausblick in eine ferne Zukunft wagt: Unser gesellschaftliches Zusammenleben und Wirtschaften ist veränderbar und muss stetig aufs Neue erstritten werden. Das galt früher, das gilt heute und hoffentlich auch morgen.

Sebastian Roloff, MdB

Jurist und Gewerkschaftssekretär

Mitglied des Kuratoriums der Bundeszentrale für politische Bildung und Berichterstatter der SPD-Bundestagsfraktion für Luft- und Raumfahrt